

"Es war einmal..." : kein Märchen

Autor(en): **Pesch, H.**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift**

Band (Jahr): **42 (1938-1939)**

Heft 21

PDF erstellt am: **13.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-671716>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Namen, und doch bangen alle, selbst die entfern-
testen Kinder, wenn der Mutter Gefahr droht.
Es ist die Freiheit, in der sie uns erzieht; es ist die
Achtung, welche sie jedem Kinde zollt; es ist die
Gerechtigkeit, mit welcher sie alle umgibt; es ist die
Menschlichkeit, mit welcher sie ihr Regiment übt;
es ist ihr freundlicher Blick, mit welchem sie am
Morgen von ihren Gletschern herablächelt, mit
welchem sie von errötenden Firnen am Abend von
uns Abschied nimmt; es ist ihre traute Stimme
im Lawinendonner und im Jodeln der Hirten, im
Plätschern der blauen Bäche und im wilden
Rauschen der grünen Gewässer — es ist ihre
Schönheit und ihre Würde; es ist die Brüderlich-
keit, welche sie in der Familie aufrecht erhält; es
ist die Freiheit, in der die hehre Alpenmutter uns
nährt und erzieht, was uns an sie kettet, wo wir
auch sein und weilen mögen.

Die letzten Tage haben uns selbst und der
Welt diese Liebe des Schweizers zu seiner Hei-
mat neuerdings bewiesen. Kaum war über die
Länder die Kunde ausgegangen: Das Schweizer-
land ist bedroht! kaum hatte die Mutter ihr Ban-
ner entfaltet, als sofort ihre Kinder allerorts sich
kündeten und die Mutter tief bewegt bei ihrem
Namen riefen. Von der Neva Strand, vom Ufer
der Themse, vom Golfe von Neapel, aus der gro-
ßen Kaiserstadt, aus den Ebenen Italiens, von
der neuen Welt herüber, von allen, allen Seiten
kamen die Schweizer, schrieben die Schweizer,
schickten die Schweizer Hilfe. Ihre Herzen bran-
nten; sie verfolgten gespannt und erregt jeden
Schritt ihres Vaterlandes; sie griffen hastig nach
den Blättern, die ihnen Kunde brachten von dem,
was in ihrer Heimat geschah. Und manchem grei-
sen Schweizer draußen, wenn er las von dem

plötzlichen Schweigen alles Haders, von dem
plötzlichen Aufschließen der Kassen der Reichen,
von der Freude, mit welcher die Brüder zu
Hause zu den Waffen eilten, von der entschiedenen
Haltung des Volkes, den Schweizer Namen und
die Schweizer Ehre zu wahren und sollte es kosten,
was es wolle — hob sich zitternd seine Brust, und
eine heiße Träne rollte ihm über die Wangen, und
sein Herz seufzte unwillkürlich: „O mein Vater-
land, mein Heimatland!“ Und dem Sohne, der
auf fremder Erde geboren, der verwundert den
Vater um den Grund seiner Tränen fragte, nahm
er die Hand, sah ihm bewegt ins Auge und sagte
ihm: „Ach, du weißt noch nicht, was unsere Hei-
mat ist; du hast das Land und sein treues Volk
noch nie gesehen; aber ich werde dich hinführen;
du mußt es kennen lernen, mußt es selber schauen,
das Land, das Volk, das liebe Schweizerland!“

Ja, das Schweizerland ist seinen Kindern lieb,
und sie sind ihm treu, seine Kinder, auch fern in
allen Ländern; rühmlich ist diese Treue von den
Schweizern in der Fremde besiegelt worden. Sie
haben viel getan, und doch war alles, was von
ihnen geschehen ist, nur ein Anfang gegenüber
dem, was von ihnen geschehen wäre, wenn die
Gefahr gewachsen, wenn der Kampf entbrannt,
wenn es dazu gekommen wäre, mit Leib und
Leben für die Heimat einstehen zu müssen. „Rufe
uns, Vaterland, wenn es sich wirklich im Ernst
um deine Sicherheit, um deine Freiheit handelt!
Wir werden nicht zögern, heimzureisen.“ So
schrieben die Schweizer von Konstantinopel her,
so von Neapel her; so dachten und fühlten sie noch
an vielen Orten, die Schweizer. Ehre ihnen für
ihre Treue, und ein schallend Hoch den Schwei-
zern in der Fremde!

„Es war einmal . . .“

Kein Märchen.

In Luzern, in der Nähe unseres am Bach ge-
legenen, mit Glyzinen überwachsenen Häus-
chens, befand sich ein aus dem Mittelalter stam-
mendes Nonnenkloster, deren Insassinnen nach
ihrem Eintritt nie mehr einen Schritt in die Welt
hinaus taten, sondern solange darinnen verweil-
ten, bis sie neben ihre vorangegangenen Schwe-
stern im Kirchenchor hingebettet wurden. Trotz-
dem ich damals erst etwa 7 bis 8 Jahre alt war,
erinnere ich mich noch gut an die Sonnenberg-
bäuerin, die uns ihr Leid klagte, weil „'s Sun-
neberger Anni“, ihre prächtige frohgemute Toch-

ter, wegen einer unglücklichen Liebe als Nonne
ins Kloster eintrat.

Das Kloster, die vielen Gebäulichkeiten, all
die großen Blumen- und Gemüsegärten samt
Wiesen und Obstbäumen waren von einer hohen,
mit Ziegeln abgedeckten Mauer umgeben. Ganz
selten war es einem vergönnt, einen Blick in die
geheimnisvolle Welt hineinzutun, nämlich dann,
wenn der Klosterbauer, dem all das viele Land
in und ums Kloster herum zur Bewirtschaftung
verpachtet war, mit seinem Gras- oder Heuwagen
durch das für einen Moment geöffnete Portal in

den Klosterhof hineinfuhr. Dann sah man in dieses mittelalterliche Idyll von Blumengärten, Brunnen und alten Bäumen hinein, aber schnell schlossen sich die Pforten wieder durch die diensttuende, in braune Gewänder gehüllte Nonne. —

Zwischen der Klosterkirche und dem Kloster war eine Art Stube eingebaut mit Längsbänken der Wand entlang. Hier versammelten sich über die Mittagszeit arme alte Leute beiderlei Geschlechts, klöpfelten an das hölzerne Schiebefensterchen, das ins Innere des Klosters führte, worauf dann solches hochgezogen wurde. Ein Schüffelchen Suppe mit einem Stück Brot wurde für den Begehrenden herausgereicht. So saßen sie dann, die alten, lebensmüden Männlein und Weiblein nebeneinander auf der langen Bank und löpften ihr Schüffelchen aus. Als ich längst erwachsen war und zum erstenmal das berühmte Bild Ferdinand Hodlers sah: „Die Lebensmüden“, fragte ich mich unwillkürlich, ob wohl Hodler hier in dieser Klosterstube die Anregung zu seinem Bild empfangen habe.

Aber auch für uns Buben bedeutete das Kloster mit seinem althehrwürdigen, stillen, geheimnisvollen Drum und Dran oft Hilfe in der Not. Wenn unsere Mutter uns Buben wegen irgend einem Vergehen als Strafe kein Bieruhrbrot verabreichte, spazierten wir seelenruhig — entweder einzeln oder zu zweit — in die Klosterstube hinunter, klöpfelten an das Schiebetürchen, und wenn dann das alte gütige Gesicht der Klosterfrau erschien, bettelten wir demütig und weinerlich um ein Stück Brot, weil wir doch so arg Hunger hätten. In der Regel wurde uns ein größeres Stück Brot herausgereicht, als wir es daheim gewohnt waren, und das im Kloster selbst gebackene Brot schmeckte natürlich noch viel besser als dasjenige von unserer Mutter. Die gute Nonne hatte ja keine Ahnung, daß sie die strengen Erziehungsmaßnahmen unserer Mutter so durchkreuzte. Wir Lausbuben verzehrten dann glücklich schmunzelnd das Klosterbrot auf dem Heimweg und freuten uns erst noch, daß unsere List so trefflich gelungen war.

Oberhalb des Klosters stand der Bauernhof, der zum Kloster gehörte. Darin schaltete und waltete der „Klosterbauer“, wie er in der Umgebung genannt wurde. Es war ein stämmiger, gebräunter, dunkelhaariger Mann mit kleinen seitlichen Bartfoteletten, und stammte aus dem Entlebuch. Unter seinen Dienstleuten befand sich eine alte Magd, die er aus einem weltabgeschiedenen Hof zu hinterst im Entlebuch mitgebracht hatte,

es war die alte Kathri. Sie war — von außen gesehen — das Urbild der Hexe im Kindermärchen von Hänsel und Gretel. Durch irgend eine Krankheit war ihr Rückgrat in der Mitte so abgebogen, daß ihr ganzer Körper einen rechten Winkel bildete.

Im Herbst, im Winter, wenn in der zur ebenen Erde gelegenen Stube die Lampe angezündet wurde, begab sich gewöhnlich die Mutter in den Garten, um die altmodigen Fensterladen zu- und festzumachen. Nach und nach wurde dies das Amt des Erstgeborenen, also das meine. —

Ich trat wirklich nicht gerne in die dunkle Nacht hinaus, denn wer weiß... Ich sagte dies auch meiner Mutter. Aber sie, eine wirklich aufgeklärte Frau — stammte sie doch vom Zürichsee — beruhigte mich wegen meiner Gespensterfurcht und schickte mich doch hinaus, den Fensterladen zu schließen.

Die Nacht vorher durchtobte wieder einmal ein richtiger Herbststurm das Land, und das abgefallene Laub der großen Glyzine an unserm Häuschen wurde zu einem großen Haufen an die Hauswand zusammengeweht. Ich besorgte also mein Amt, schloß die Laden und machte sie fest. Dennoch drang ein schmaler Lichtstreifen zwischen den Laden hindurch und fiel auf den Haufen Laub, der sich unterhalb des niederen Fensters befand. Plötzlich raschelte es lebhaft darin. Der Lichtstrahl fiel auf ein Paar Augen, die mich glühend anstarrten. „Es Toggeli!“ durchzuckte es mich. Ich spüre noch heute, wie sich meine Nackenhaare vor lähmender Furcht sträubten, wie mich ein kalter Schrecken durchrieselte. Ich wollte fliehen, aber im gleichen Moment sprang das Gespensterwesen mich an und machte „Miau“...

Es war unsere junge graue Katze, die sich da draußen in dem dürren Laub versteckt hatte; aber der große Schrecken ob dem vermutlichen „Toggeli“ wirkte sich noch lange in meinen Träumen aus.

Es wurde Winter, und der Bach, der von unserm Hause zum Klosterbauer hinabfloß, gefror zu und wurde eingeschneit. Wir Buben belustigten uns, kurz vor dem steinernen Brücklein, welches zum Hoftor des Klosterbauern hinüberführte, von einem Ufer zum andern zu springen. Auch des Klosterbauern Jüngster, der Seppli, machte mit. Doch das zarte Bublein kam nicht hinüber, rutschte aus und durchbrach das Eis des Bachbettes. Wir wollten unserm Kameraden helfen, doch es gelang uns nicht. So riefen

wir laut um Hilfe. Wie eine Furie erschien die alte Kathri unter dem Hofstor und erblickte ihren Abgott, den Seppli, wie er vergeblich versuchte, emporzukletterern. Mit einem Satz stürzte sich das alte Weiblein in das Bachbett, ergriff den Buben und stemmte ihn zu uns hinauf, wo wir ihn an den Händen ergreifen und vollends hinaufziehen konnten. Im Begriffe, selber hinaufzukletterern, glitschte das arme unbehilfliche Wesen auf einer vereisten Steinplatte so unglücklich aus, daß es gerade in das unter dem Brücklein sich

befindliche, mit Wasser gefüllte Gewölbe hinunterfiel. Es dauerte eine Weile, bis der Klosterbauer, der inzwischen auch herbeigeeilt war, die ganz durchnäßte, vor Kälte schlotternde Alte mit einem Leiterli aus dem Gewölbe herauschaffen konnte. Sie ist dann wenige Tage darauf an einer Lungenentzündung gestorben.

Trotzdem mir die alte Kathri das Grufeln nach allen Regeln der Kunst beigebracht hat, bewahre ich ihr heute noch ein liebevolles Andenken.

H. Besch.

Zur Bundesfeierammlung.

„Adie, adie, Ihr Ehnde! Händ's schön i der Ferienkolonie. Blibed gsund, sind brav!“ — Am Bahnsteig nimmt die Mutter Abschied von ihren drei Schulkindern, die sie für einige Wochen der Kolonie anvertrauen darf. Wie wird es ihnen gut tun in der frischen Bergluft, weit weg von der Stadt mit ihrem Lärm und ihrer Unruhe! Nun kehrt sie in die enge Wohnung, zu ihrer Heimarbeit zurück. Der Lohn des Mannes ist klein, ihr Mitverdienen notwendig; Zeiten der Arbeitslosigkeit haben alles Erworbene aufgebraucht. Da heißt es sparen und schaffen! Auch den Mut nicht aufgeben, wenn ihn der Mann über dem Stempeln müssen verlieren will oder wenn eigene Mattigkeit sie überfällt. — Sie freut sich auf ihre Arbeit. Wenn sie nur für den Mann und das Kleinste zu sorgen hat, wird sie die Berge von zugeschnittenen Überkleidern rechtzeitig fertigstellen können. Vielleicht muß sie nun nicht jeden Abend an der Nähmaschine sitzen! Welche Erleichterung, ruhig an der Arbeit bleiben zu können, ohne zwischenhinein an die Wildfänge auf der Gasse denken zu müssen; sorgen zu

müssen, ob der schutzgattrige Frikli auch auf Autos und Belos achtet und was der übermütige Hans wieder anstellt.

An einem Werktag wird sie Wäsche abhalten, nicht am Sonntag, wie so oft. Und die Betten wird sie an die Sonne legen am ersten schönen Tag! Vielleicht wird sie sogar an einem Nachmittage in den Wald ziehen, wenn sie nicht zu müde ist dazu, und lieber mit dem Kleinen und dem Strickstrumpf auf ein Stündchen in den nahen Anlagen ausruhen. Fast wie Ferien wird es sein! — Ferien? richtige Ferien. Daran denkt sie gar nicht. Wie sollten Ferien für sie möglich sein?

Schweizer! Jede geplagte, müde, aufopfernde Mutter hat einmal richtige Ferien, volle Ausspannung, neues Kräftesammeln nötig! Der Ertrag der Bundesfeierammlung vom 1. August wird dazu verwendet, erholungsbedürftigen Müttern einmal Ferien möglich zu machen. Helfen Sie dazu! Verwenden Sie schon jetzt Bundesfeierkarten und -Marken! Kaufen Sie am 1. August das Bundesfeierabzeichen!

Bücherschau.

Der Jungkaufmann. Monatschrift für die kaufmännische Jugend. Schriftleiter: Adolf Galliker. 12 Hefte jährlich Fr. 3.50. Verlag des Schweizerischen Kaufmännischen Vereins, Zürich.

In bunter Mannigfaltigkeit stellt sich das neue, diesmal 32 Seiten starke Heft vor: das markige Bild einer Landsgemeinde erhebt vor unseren Augen, und mit dem Wettbewerb „Ueseri Gmeind“ versteht es der „Jungkauf-

mann“ geschickt, junge Leser zum staatsbürgerlichen Denken und zur Mitarbeit anzuregen. Wer ist der Erfinder der Taschenuhr? Das und... welches die kleinste und teuerste Uhr der Welt ist, erfährt man ebenfalls. Eine neuzeitliche Erfindung ist der gesprochene Brief; er geht nicht nur die Schreibfaulen an, sondern jeden, der Lust hat, seine Briefe per Automat „schallplattlich“ zu verewigen.